

# Inhalt

HANS RAUSCHER

Vorwort

»Denn die Welt ist, wie sie ist, und sie  
will exakt beschrieben werden« ..... 7

GEORG DOX

Russland. Ein Land für Erwachsene ..... 10

HELMUT OPLETAL

Beziehungsstatus: kompliziert – 50 Jahre China ..... 25

EUGEN FREUND

Um Himmels Willen, Trump!

Was hat er aus »meinem Amerika« gemacht? ..... 40

MARGIT MAXIMILIAN

Wer zum Teufel sind diese Hutus und Tutsis? ..... 58

ROBERT WIESNER

Die Sehnsucht nach Krähwinkel ..... 75

MATHILDE SCHWABENEDER-HAIN

Jüdisches Leben in Italien ..... 95

JOANA RADZYNER

Zeitenwende an der Weichsel – Polen 1980–2024 ..... 109

ALFRED SCHWARZ

Litauen, Lettland, Estland:

Drei Stacheln im russischen Fleisch ..... 125

FRIEDRICH ORTER	
Illusion Balkan .....	140
RAIMUND LÖW	
Die Geopolitik und Europa .....	151
ROLAND ADROWITZER	
Deutschland schwierig Nachbarland .....	162
HANS WOLLER	
Frankreich – dieses pessimistische und zutiefst gesplaltene Land .....	177
ARNO PINDEUS	
Lateinamerika – Die Suche nach einer neuen Rolle in der Weltpolitik .....	204
ALEXANDER STEINBACH	
Japan – Kein Land des Lächelns .....	217
SUSANNE SCHOLL	
Europa vergisst seine Vergangenheit .....	236

## Vorwort

»Denn die Welt ist, wie sie ist, und sie will exakt beschrieben werden«

»The Foreign Correspondent« aus dem Jahr 1940 ist einer der weniger bekannten Filme von Alfred Hitchcock. Jedenfalls können österreichische Auslandskorrespondent:innen, auch die des ORF, nicht mithalten, was Hitchcock-*Suspense* betrifft.

Oder doch? Joana Radzyner berichtet in diesem Buch, wie man mit Techniken aus der Welt der Spionage die kommunistischen Geheimdienste in Polen austrickste und zu dem im Buchtitel angesprochenen »Fischen mit Lech Wałęsa« kam. Margit Maximilian hat lebensbedrohliche Situationen in Afrika erlebt und Friedrich Orter wurde von einem General der Jugoslawischen Volksarmee beschuldigt, ein Gefecht inszeniert zu haben, um in der österreichischen Öffentlichkeit eine antiserbische Stimmung zu erzeugen. Wer je einmal mit dem serbischen (oder einem anderen) Nationalismus in Ex-Jugoslawien zu tun hatte, ahnt, wie sich das anfühlt.

Die in diesem Band versammelten Korrespondent:innen des ORF, zum Teil schon in Ruhestand, haben viel Spannendes und vor allem Erhellendes über ihre jeweiligen Einsatzorte zu erzählen. Anekdoten und Analytisches aus Europa, Asien, den USA und Südamerika lösen einander ab.

Bei der Lektüre wird einem erst richtig bewusst, wie wertvoll ein öffentlich-rechtlicher Rundfunk in Österreich ist, der seine Aufgabe darin sieht, über den Schrebergartenzaun eines kleinen mitteleuropäischen Landes hinauszusehen. Angesichts der drohenden Anschläge auf genau diese Funktion ist es umso bedeutsamer, dass man mit diesem Buch daran erinnert wird. Es war die Entscheidung des

aufgeklärten Konservativen Gerd Bacher, das Korrespondentennetz des ORF derart auszubauen. Kein »Krähwinkel« war die Devise, wie Robert Wiesner berichtet.

Mit manchen der Autor:innen dieses Bandes bin ich im Laufe der Jahrzehnte in ihren jeweiligen Einsatzländern zusammengetroffen. Im China des großen Wandels von Deng Xiaoping wurde ich rätselhafterweise hartnäckig auf Chinesisch angesprochen, bis sich herausstellte, dass man mich mit dem Korrespondenten (und Sinologen) Helmut Opletal verwechselte. Die runden Gesichter mancher Europäer:innen sehen für Chines:innen halt sehr ähnlich aus.

Opletal zeichnet in diesem Buch die Entwicklung von Maos Herrschaft über die Reformversuche seiner Nachfolger bis zum heutigen chinesischen Weltgeltungsanspruch spannend nach.

Georg Dox liefert eine Mischung aus typischer Anekdote und plötzlicher Einsicht in das Denken des russischen Imperialisten Putin: »Wollen Sie Lemberg?« sagte dieser zu einer österreichischen Wirtschaftsdelegation nur halb scherzhaft. Diesen ehemaligen Teil der K.-u.-k.-Monarchie könnte Österreich haben. Denn Georg Dox schlussfolgert: »Putin geht es um den orthodoxen Teil der Ukraine. Hier fühlt er sich legitimiert. Der unierte, also der römische Teil, geschenkt.«

Aus Roland Adrowitzers Sicht lassen sich der Brexit, der Aufstieg Trumps, der Erfolg der AfD, der FPÖ in Österreich oder von Giorgia Meloni in Italien in einem gemeinsamen Kontext betrachten: »Ein Teil der Bevölkerung fühlt sich von den politischen Eliten nicht mehr verstanden oder nicht ausreichend vertreten.«

Mit gemischten Gefühlen liest sich das Fazit von Raimund Löw über die aktuellen Chancen für Europa: »Putins Russland will eine Schwächung der Union. Ein Zerfall wäre ihm wahrscheinlich am liebsten. Die Trumpisten in den USA stehen dem Vereinten Europa feindlich gegenüber.« Aber immerhin: »Die Widerstandskraft der Europäer ist durch den Druck von außen gewachsen.«

Wirkliche Sorge kommt auf, wenn Hans Woller über Frankreich, »dieses pessimistische und zutiefst gespaltene Land« berichtet. Die Herausforderungen in den Banlieues, insbesondere die Perspektivlosigkeit junger Männer aus arabischen und afrikanischen Milieus,

blieben nach wie vor ungelöst. Illustratives Detail: Man finde wenig muslimische Gräber auf den Friedhöfen, weil sich so viele in der Heimat bestatten lassen.

Alexander Steinbach liefert eine faszinierende Schilderung der japanischen Innenwelt, komplett mit so aufleuchtenden Details wie der Tatsache, dass etwa eine Million junger Japaner:innen ihr Zimmer so gut wie nie verlässt (Hikikomori: »diejenigen, die sich einschließen«). Gleichzeitig merkt er beiläufig an, dass Japan bald das Land mit der drittgrößten militärischen Aufrüstung sein wird, was auf die sich verschärfende Situation gegenüber China und Nordkorea zurückzuführen ist.

Friedrich Orter konstatiert nüchtern: »Die europäischen Perspektiven für alle Balkanländer sind unscharf und ungewiss.«

Klingt alles nicht besonders optimistisch, auch nicht der Beitrag von Eugen Freund über die USA und die erneute Präsidentschaft Donald Trumps: »Was kommt also jetzt auf uns zu? Dunkle Zeiten!«. Aber die Welt ist, wie sie ist, und sie will exakt beschrieben werden. Das gelingt in diesem Band ausgezeichnet – jenseits von Korrespondenten-Klischees (»Gewitterwolken über Bonn!«) und des uninteressanten Klein-Klein der Politik. So spannend es war, diesen ORF-Korrespondent:innen zuzuhören und zuzusehen, so spannend ist es, ihre Texte zu lesen.

## Russland. Ein Land für Erwachsene

*Demokratie.* Ein Etikettenschwindel hat diesen Begriff in Russland so schwer beschädigt, dass seine Rehabilitierung schwer vorstellbar erscheint. Als sich die Sowjetunion 1991 auflöste und Boris Jelzin in einer nun unabhängigen Russischen Föderation die Macht übernahm, schwebte ihm vor, dass dieser neue Staat demokratisch und marktwirtschaftlich organisiert werden solle. Er hatte für diesen Transformationsprozess keinen Plan, er wollte nur, in diesem Punkt ein würdiger Nachfahre Peter des Großen, dass Russland so »wie der Westen« werde. Dieser war siegreich aus der Systemkonkurrenz hervorgegangen und das müsse schließlich seine Gründe haben. Ausgehungert von Misswirtschaft und Wetttrüsten war Demokratie angesagt, just in dem Moment, als die letzten Gewissheiten des alten Regimes verloren gingen. Jelzin hatte keinen Plan B, er hatte nicht einmal einen Plan A, und es ist ihm daraus kein Vorwurf zu machen, denn niemand, weder in Ost noch West hätte wenige Monate vorher ernsthaft über den Zusammenbruch der Sowjetunion auch nur zu spekulieren gewagt. So tastete man sich per Präsidentendekret vor, von Gesetzesbruch zu Gesetzesbruch, kämpfte gegen die Entwertung der Währung, leere Geschäfte und horrenden Auslandsschulden. Jelzin sah sich von Anfang an nur als Pate der Demokratisierung, als Ermöglicher, nicht als Gestalter. Das Gestalten wollte er einer jüngeren Generation überlassen (Jegor Gaidar, Anatoli Tschubais, Boris Nemzow). Die lang herbeigesehnte Flut vorenthaltener Informationen ließ die Bevölkerung vergessen, dass ihnen gerade unter der Hand ihre Lebensplanung zu Makulatur wurde. Wer heute in Russland Demo-

kratie empfiehlt, muss also damit rechnen, dass mit diesem Begriff nicht nur Dekadenz und Schwäche (das ist neueren Datums), sondern auch Unsicherheit, Chaos, Not und Bankrott assoziiert wird.

*Das Dritte Rom.* Zum historisch-weltanschaulichen Hausschatz des gebildeten Russen gehört die Formel von Moskau als dem Dritten Rom. Das weströmische Imperium ist untergegangen, das oströmische Imperium ist untergegangen, Moskau, als das Dritte Rom, hat das imperiale Erbe übernommen und, nun kommt der wichtige Zusatz, ein viertes wird es nicht geben. Die Gelehrten diskutieren darüber, wie dieses Diktum, das um das Jahr 1500 entstanden ist, zu interpretieren sei und bei welcher Gelegenheit und mit welcher Absicht es ursprünglich formuliert wurde. Festhalten aber lässt sich, dass diese Formel im späten 19. Jahrhundert ihre weiteste Verbreitung fand, weil sie den imperialen Anspruch Russlands und die Vorrangstellung der russischen Orthodoxie auf das Schönste verbunden hat. Russland war Erbe eines Reiches mit Weltherrschaftsanspruch, hatte einen Kaisertitel, die einzig richtige Religion und ein schönes Wappentier mit zwei Köpfen. Die Oktoberrevolution hat mit dieser Tradition gebrochen und es hat mich damals sehr erstaunt, als im November 1993 Boris Jelzin den Doppeladler per Erlass zum Wappen des neuen und eigentlich demokratisch konzipierten Landes erklärte. Der Doppeladler war kein Symbol für Aufbruch und Erneuerungswillen. Eher erschien mir dieses alt-neue Wappen wie eine Hypothek, eine Belastung, die man sich ohne Not aufbürdete. Die Richtung stimmte nicht. Die Kreuze grenzten den nicht-christlichen Teil der Bevölkerung aus. Gewiss, man hatte sich eine Diskussion um ein neues Wappen(tier) erspart, aber um welchen Preis?

Sieben Jahre später hat dann Wladimir Putin, im ersten Jahr seiner Amtszeit als Präsident, die sowjetischen Hymne wieder eingeführt. Mit leicht verändertem Text, versteht sich, den übrigens wieder der inzwischen hochbetagte Sergej Michalkow beisteuern durfte. Von ihm stammte schon die Originalfassung von 1943, dann (unter Chruschtschow) eine zweite, entstalinisierte Fassung, dann eine dritte Fassung (unter Breschnjew) und nun also der vierte Anlauf. Sergej Michalkow ist inzwischen verstorben, die Stellung eines Hofpoeten vakant.

*Scherze.* »Ich weiß auch nicht, wer den eigentlich erfunden hat!« So oder so ähnlich lautete die oft kolportierte Antwort des damaligen KGB-Chefs Wladimir Krjutschkow auf die Frage nach Herkunft und Funktionen von Wladimir Schirinowski. Aber Schirinowski, den Gründer der sogenannten »Liberal-Demokratischen Partei«, musste man nicht erfinden. Seine Partei war weder liberal noch demokratisch, sie war eine One-Man-Show und er der beste Darsteller seiner selbst. Nachdem sich Russland eine neue Verfassung gegeben hatte, wurde im November 1993 zum ersten Mal nach den neuen Regeln eine Duma, also ein Parlament, gewählt. Die Umfragen zeigten übereinstimmend, dass die »Liberal-Demokratische Partei« von Wladimir Schirinowski etwa acht Prozent der Stimmen erwarten konnte. Vor der Wahl wurden unserem heimischen Publikum die Spitzenkandidaten vorgestellt. Mir fiel dabei die Aufgabe zu, ein Porträt von Wladimir Schirinowski zu gestalten. Die etwas seltsamen Bedingungen für ein Interview mit dem Parteichef lauteten: »Nur eine Frage, stehend!« – Egal. Ein Moskauer Hinterhof. Metalltreppen im Freien führen in den ersten Stock, ein großer, niedriger, etwas düsterer Raum mit etwa zwei Dutzend Männern, die in aufgekratzter Stimmung ein Gaudium erwarten. In der dunkelsten Ecke ein Schreibtisch, dahinter Wladimir Schirinowski. Er hörte sich viel zu gerne reden, um es bei einer Antwort zu belassen. Aber die Frage nach seiner Wahlprognose konnte ich stellen und er antwortete prompt und selbstsicher: 24 Prozent. Ich weiß nicht mehr, ob wir diese Antwort überhaupt verwendet haben. Sie war absurd, verwirrend, fantastisch, typisch Schirinowski eben. Umso größer war die Überraschung, als an dem Wahlabend verkündet wurde: Die Liberaldemokraten hätten 22,9 Prozent der Stimmen erhalten. Als ich das Interview führte, hatte Schirinowski das Ergebnis bereits gekannt.

*Elisabeth II.* Es war ein dickes, gebundenes Buch, in dem das Protokoll für den Staatsbesuch der englischen Königin im Oktober 1994 minutiös festgeschrieben war. In diesem über hundert Seiten starken Werk war eine halbe Seite auch dem Kontakt der internationalen Presse mit Präsident Boris Jelzin und Königin Elisabeth II. gewidmet. Wir hatten uns Stunden vor dem eigentlichen Termin auf dem Roten

Platz einzufinden. Auf dem halben Weg zwischen dem Spasski-Tor und der Basilius-Kathedrale errichtete man ein Holzgerüst, auf dem wir uns zu positionieren hatten.

Mit Glockenschlag hatte das Warten schließlich ein Ende: Das Tor öffnete sich und die Königin und Boris Jelzin verließen den Kreml. Die Idee, laut Protokoll, wäre nun gewesen, dass die Königin hier auf die »Bevölkerung Moskaus« trifft, dann von Jelzin verabschiedet wird, den Wagen besteigt und zum nächsten Termin fährt. Die Königin schaute also nach rechts, wo sie die »Bevölkerung Moskaus« erwartete, allerdings: Da war niemand. Links: die aufgereihten Journalisten, rechts: Leere. An solchen Tagen bekommt man eine Ahnung, wie groß der Rote Platz ist. Die Verabschiedung fand statt. Der aus Großbritannien mitgebrachte Wagen der Königin machte eine weite Kurve und brachte sie zu einem Treffen mit Englischlehrern, das vor dem Kaufhaus GUM stattfinden sollte. Die Sicherheitskräfte waren unsicher, ob wir unsere Position schon verlassen durften. Einige Kollegen packten zusammen, aber solange der Wagen der Königin auf dem Roten Platz war, wollte ich noch warten. Es sollte sich auszahlen. Es hatte sich plötzlich eine russische Putzkolonnie eingefunden, Frauen in wattierten Jacken, Kopftuch, Reisigbesen und Filzstiefeln. Der Wagen der englischen Königin hielt plötzlich an, und da wir uns gerade auf der Höhe des Putzkommandos befanden, kam die Königin direkt auf uns zu. Es entspannte sich eine Unterhaltung zwischen der Königin und den Reinigungskräften, übersetzt von ihrem Botschafter, der sie begleitete. Prinz Philipp übte sein Deutsch mit einem zufällig anwesenden Touristenpaar, das überrascht, aber gesprächsbereit zur Verfügung stand. Die Sicherheitskräfte waren unsichtbar. Aus zwei Metern Entfernung konnte ich den zündholzschachtelgroßen Saphir, die knopfgroßen Brillanten der königlichen Brosche bewundern und schließlich noch die Frauen nach ihrem Eindruck befragen: »Sehr nett! Bescheiden! Eine ganz einfache Frau!«

*Tschetschenien I.* Es war eine Fahrt in den Krieg und sie begann auf einem Moskauer Militärflughafen, von dessen Existenz ich erst erfuhr, als wir schon auf dem Weg dorthin waren. Wir wurden nicht dem russischen Militär zugeordnet, sondern auf die andere, die tsche-

tschenische Seite gebracht. In einer Nachtfahrt in einem klapprigen Autobus. Dass die deutschen öffentlich-rechtlichen Sender mit einem halben Dutzend Mitarbeitern zur Stelle waren, während wir (der Kameramann und ich) zu zweit anrückten, fiel mir auf. Desgleichen, dass unsere deutschen Kollegen riesige Metallkoffer mitführten, wir aber mit zwei kleinen Gepäckstücken anreisten. Was uns an Mitteln fehlte, hatten wir mit Enthusiasmus wettzumachen.

Die EBU (Europäische Rundfunkunion) hatte an der Grenze zu Tschetschenien in der Nähe der Ortschaft Chassawjurt eine Sendeanlage errichtet. Daneben befand sich ein ehemaliges Sommerlager. Wir Journalisten wurden in entsprechende Holzhütten verteilt, wo es zunächst darum ging, eine Bettstatt zu ergattern. Mit der Zeit stellte sich Hunger ein und es wurde uns klar, dass es hier nichts zu essen gab. Die Bevölkerung bot am Straßenrand frisch geschlachteten Hammel an, womit uns allerdings nicht gedient war. Wie sich herausstellte, hatten die deutschen Kollegen die schweren Metallkoffer nicht umsonst mitgenommen ...

Jetzt galt es keine Zeit zu verlieren. Wir mussten einen Chauffeur finden, der uns in Richtung Tschetschenien und also in die Nähe der Kampfhandlungen bringen sollte. Für hundert Dollar pro Tag fanden wir einen Einheimischen, der gewillt war, diesen Auftrag zu unternehmen. Es wäre unverantwortlich gewesen, bis zur tschetschenischen Hauptstadt Grozny vorzudringen, die gerade dem Erdboden gleichgemacht wurde und so mussten wir abschätzen, wie weit wir an das Kampfgeschehen heranfahren konnten.

Unser Chauffeur hörte bei diesen Fahrten Richtung Tschetschenien immer Musik, immer mit größter Lautstärke und immer nur das Lied von der »weißen, weißen Mäwe«. Jedes Zureden war sinnlos. Er warf die Kassette ein, drehte die Lautstärke auf Anschlag. Er hatte nur diese Kassette und auf dieser Kassette war nur dieses eine Lied. Nach einer Woche lud er uns zum Essen ein. Er wolle uns seine Frau vorstellen, denn dank unseres Honorars habe er sie seinen Schwiegereltern ablösen können. Wir waren ob dieser Zusammenhänge eher betreten und auch die Braut machte keinen sehr glücklichen Eindruck.

*Tschetschenien 2.* Tschetschenien ist flächenmäßig etwas größer als Ober- und etwas kleiner als Niederösterreich. Der Terek durchschneidet das Land in ost-westlicher Richtung ähnlich der Donau, es erstreckt sich in südlicher Richtung eine weite und hügelige Vorgebirgslandschaft, bis schließlich eben nicht der Alpenkamm, sondern der Kaukasus den Abschluss bildet. Da, wo das Gebirge ansetzt, ist es landschaftlich reizvoll, völlig naturbelassen, die hochgelegenen Siedlungen strahlen Frieden aus und wenn man es nicht besser wüsste, könnte man ins Schwärmen geraten.

Über die soziale Ordnung dieses Landes wurde viel berichtet. Die Tschetschenen haben nie eine Oberherrschaft akzeptiert, weder im Inneren noch von außen. Es waren Familienverbände, die dieses Land regierten, durch Heirat und Herkunft verbunden. Diese spezielle gesellschaftliche Struktur wurde in der Sowjetzeit durch Kolchosen camouffiert, die nicht zufällig genau den Gebieten entsprachen, die einer bestimmten Familie traditionell zugeordnet wurden. Die entscheidende Wende zum Schlechteren kam, als radikal muslimische Kräfte, so erklärte es mir ein Experte in Moskau, die traditionelle und sehr tolerante lokale Geistlichkeit ermordete.

Um das Gebiet zu bereisen, musste man sich einem lokalen Führer anvertrauen. Auch hier gab es spezielle Tagsätze, aber das System funktionierte. Einmal begleiteten mich zwei Bewaffnete und ein sehr wohlherzogener junger Mann. Sie waren für meine Sicherheit verantwortlich und wenn mich jemand hätte entführen wollen, was immerhin möglich gewesen wäre, so hätte seine Familie versuchen müssen, mich freizukaufen. Aber so weit kam es nicht. Wir besuchten das Anwesen seiner Verwandtschaft. Ich wurde dem Herren des Hauses vorgestellt. Dienstbare Geister huschten durch die peinlich sauberen Räume, gesprochen wurde nicht sehr viel. Was war über den Krieg und die Verwüstung ihrer Heimat auch viel zu reden?

Am Abend dieses Tages schickte der junge Mann die Bewaffneten weg und wir unterhielten uns über seine Zukunft. Sein Traum, so erzählte er, wäre ein Architekturstudium in Amsterdam. Das sei ja wunderbar, was spräche denn dagegen? Die Familie habe andere Pläne mit ihm. Und wenn er trotzdem ginge? »Dann würde sie mich finden und töten.«

*Putin 1.* Eine österreichische Wirtschaftsdelegation bei Präsident Putin. Die Krim ist bereits von Russland annektiert, die Ukraine ein Thema. Auf die vorsichtigen Vorhaltungen der österreichischen Seite erwidert Putin aufgeräumt etwa: Was wollen Sie? Wollen Sie Lemberg? Lemberg können Sie haben! Verlegenes Lächeln auf österreichischer Seite. Es ist an dieser Stelle nur fair zu sagen, dass die österreichische Delegation Lemberg »nicht wollte«. Aber der Vorschlag zeigt etwas anderes: Es ist das Denken des 19. Jahrhunderts, das hier fortwirkt. Die uralte Gleichung russisch ist orthodox und orthodox ist russisch dauert hier fort und tritt als Scherz ans Tageslicht. Putin geht es um den orthodoxen Teil der Ukraine. Hier fühlt er sich legitimiert. Der unierte, also der römische Teil, geschenkt.

*Tschetschenien 3.* Wir fahren wieder einmal von unserem Stützpunkt in Chassawjurt Richtung Grozny, in der Stadt Gudermes, also etwa vierzig Kilometer vor der tschetschenischen Hauptstadt machen wir halt. Es ist Mittag, die Sonne brennt auf den Platz. Ich bitte den Kameramann, nichts auf eigene Faust zu unternehmen. Es beginnt Kanonendonner, ich sehe mich um und bin völlig alleine. Der Kameramann ist, wie er später auf meine Vorhaltungen hin erklärt, tschetschenischen Kämpfern in einen Unterstand gefolgt, besserer Bilder wegen. Jedenfalls stehe ich alleine auf dem sonnenverbrannten Platz, der Kanonendonner hält an, offenbar wird Gudermes beschossen. Das Einzige, woran ich denken kann, ist, ob es damals klug war, mich für den Zivildienst zu entscheiden. In diesem Moment laufen laut rufend tschetschenische Kämpfer an mir vorbei, sie haben einen russischen Soldaten gefangen und bedeuten mir, nun zeigen zu wollen, was sie mit ihm machen werden. Er ist vielleicht 19 Jahre alt. Ich sehe sein ernstes Gesicht, seinen ruhigen, fragenden Blick. Der Platz füllt sich wieder, der Lärm ist verstummt, der Kameramann kommt. Wir setzen uns ins Auto und kehren nach Chassawjurt zurück.

*Eliten 1.* Der Kulturwissenschaftler Alexander Etkind wurde für seine These von der Inneren Kolonialisierung Russlands nicht nur gelobt. Kurz gesagt beschreibt Etkind das Verhältnis der russischen Elite zur eigenen Bevölkerung als das von Kolonisatoren zu Kolonialisier-

ten. Für die Verhältnisse im 19. Jahrhundert ist diese Interpretation verblüffend und zugleich erhellend und auch für das Verhältnis der Kommunistischen Partei zu dem Rest der Bevölkerung kann sie durchaus herhalten. Ob sie in der aktuellen Diskussion rund um die reale Kolonialmacht Russland hilfreich sein wird, sei dahingestellt.

Russland hat für sich diesen Begriff immer zurückgewiesen. Die Gefahren eines tatarisch-mongolischen Überfalls und der Kampf der Großmächte um das osmanische Erbe hätten Russland quasi zur Expansion gezwungen. Nach dem Krieg gegen die Ukraine wird dieses Narrativ kaum noch überzeugen.

*Eliten 2.* Die Frage, warum Anna Politkowskaja und Boris Nemzow sterben mussten, wird nicht nur die beschäftigen, die sie gekannt haben. Wenn Anna Politkowskaja nach Tschetschenien fuhr, dann deshalb, um dort ein Russland zu repräsentieren, wie sie es verstand: gerecht, zivilisiert, empathisch. Ja, sie war kapriziös und eigensinnig, aber ihr Engagement war nicht verhandelbar.

Boris Nemzow war der Sohn, den Jelzin nie hatte. Nemzow verfügte über Regierungserfahrung, er war unter Jelzin Gouverneur einer wichtigen Provinz gewesen, charismatisch, eloquent, populär. Beide, Politkowskaja und Nemzow, waren freie und kritische Geister und der Mann im Kreml machte auf sie nur wenig Eindruck. Unverzeihlicherweise waren sie, wie selbstverständlich, Repräsentanten der Elite dieses Landes und neben ihnen sah Putin aus wie ein Parvenu.

*Sic transit.* Wenn es stimmt, dass Roman Abramowitsch in seiner Kindheit eine Einzimmerwohnung mit seinem Großvater teilen musste und ein Fußball eine Anschaffung war, die weit außerhalb der Möglichkeiten lag, dann erinnert uns das auch daran, dass es in Russland aus historisch nachvollziehbaren Gründen so etwas wie »altes Geld« nicht geben kann. Wie spektakulär der Aufstieg auch sein mag, so gewiss scheint das Ende: Bei Fahrten durch Moskauer Villenviertel wurde gerne darüber räsoniert, ob die Besitzer und ihre Architekten auch mitbedacht hätten, dass all diese Prachtanlagen über kurz oder lang doch nur wieder enteignet und zu Kinderheimen und Sanatorien umgewidmet werden.

*Alexei Nawalny.* Der Charme dieses Mannes brauchte immer etwas Zeit, sich zu entfalten, war dann aber überzeugend. Was als Routineinterview begann, endete in einem sehr lebendigen Gespräch. So geschehen in der Parteizentrale der Partei Jabloko des demokratischen Politikers Jawlinski, in der Nawalny zeitweise für die Medienarbeit zuständig war und das politische Handwerk lernte. Später organisierte er gemeinsam mit Mascha Gajdar an verschiedenen Moskauer Veranstaltungsorten Diskussionsabende, die auf großes Interesse stießen, etwas gänzlich Neues darstellten und vor allem ein junges Publikum begeisterten. Nach seinem tragischen Tod fällt es mir schwer, Kritisches anzumerken, aber sein Film über Putins Datscha am Schwarzen Meer hat mich eher irritiert als begeistert.

Im Grunde zeigte der Film eine Geldwaschanlage aus dem Umfeld des Präsidenten, die es geben mag, die aber ohne größere politische Relevanz ist. Der Film insinuiert, dass Putins Herrschaft allein auf einer schier unermesslichen Geldgier aufgebaut sei. Was zwar dem westlichen Narrativ einer russischen Kleptokratie entspricht, aber das Wesen von Putins Herrschaftsform – meiner Meinung nach – nicht hinreichend beschreibt. Wenn Putin tatsächlich eine weitere Datscha am Schwarzen Meer gewollt hätte, so hätte er sie bekommen – und zwar, ohne einen Tag länger warten zu müssen als unbedingt nötig. Putin konnte Chodorkowski verhaften und dessen Konzern Jukos, immerhin den damals größten Steuerzahler des Landes, vernichten, und zwar nicht, weil Putin reicher war als Chodorkowski, sondern weil Putin mächtig genug war und Chodorkowski nicht mächtig genug, es zu verhindern.

Entsetzlicherweise musste Nawalny mit seinem eigenen Leben bezeugen, dass es um etwas anderes geht, etwas, das sich höchstens in Opferzahlen, aber nicht in Geld ausdrücken lässt: um Gewalt und Unterdrückung, um die Verbreitung von Angst und Schrecken.

*Odessa.* Die berühmte Freitreppe von Odessa filmisch richtig ins Bild zu setzen, ist, nach Sergej Eisenstein, keine leichte Übung. Als der Kameramann und ich auf dem Platz über der Anlage erschienen, stand dort, überraschenderweise völlig unbewacht, ein Kinderwagen. Auf meine Bitte hin, diesen Kinderwagen, mir zuliebe und ohne,

dass ich die Absicht hätte, diese Einstellung je zu verwenden, zu filmen, erwiderte er, ein ansonsten entgegenkommender und höflicher Mensch, relativ brüsk: Nein, er denke gar nicht daran! So wurden meine Hoffnungen, mit einem Remake von Panzerkreuzer Potjomkin meiner Karriere eine neue Wendung zu geben, mit einem Schlag zunichte gemacht.

Beobachtet wurden wir dabei von der Statue des ersten Bürgermeisters von Odessa, des Herzogs von Richelieu. Er war in Odessa nicht der einzige Emigrant, der in russische Dienste trat, um hier sein Glück zu versuchen. Zurück in Frankreich wurde er für kurze Zeit Regierungschef unter Ludwig XVIII. Als Talleyrand gefragt wurde, was um Himmels Willen den Herzog befähige, Frankreich zu regieren, bemerkte dieser süffisant: »Hören Sie, dieser Mann war schließlich einmal Bürgermeister von Odessa!«

*Beslan.* Es sind nun zwanzig Jahre vergangen, seit am 1. September 2004 in der nordossetischen Kleinstadt Beslan ein Terroranschlag verübt wurde, bei dem hunderte Menschen sterben sollten. Beim Durchblättern alter Unterlagen fällt mir auf, wie rasch und ungehindert wir damals an den Tatort gelangen konnten. Ein Ticket nach Wladikawkas (übersetzt: Herrscherin des Kaukasus) war jedenfalls am 2. September noch zu haben. Als wir in Beslan ankamen, stürmten gerade russische Sicherheitskräfte mit Maschinengewehren im Anschlag durch die Straßen und ich drückte auf Verdacht eine der großen Stahltüren auf, die die Höfe vor Eindringlingen schützen, um uns in Sicherheit zu bringen. Wir hatten Glück. Die Gastfreundschaft war überwältigend. Als wären wir alte Bekannte, wurden wir von den Hausleuten versorgt. Ich erinnere mich an eine gute Stube, einen offenbar selten genutzten, mit Läden verdunkelten Raum, von Kräutern duftend und überfüllt mit Decken und Pölstern.

Hier waren wir geschützt und nah am Tatort. Eine Terrorgruppe, die sich als Handwerker ausgegeben hat, hatte sich vor Schulbeginn Zutritt zur größten Schule des Ortes verschafft. So konnten die Terroristen in Ruhe Sprengstoff und Waffen in das Gebäude bringen und die Tat vorbereiten. Welcher Herkunft sie waren, was sie eigentlich erreichen wollten, ja nicht einmal ihre genaue Anzahl, nichts von

alldem wurde je schlüssig dargestellt. Wie bei den Anschlägen auf die Wohnhäuser 1999 oder auf das Dubrowka Musical-Theater 2002 überlagerten sich widersprüchliche Angaben, bis das Interesse der Öffentlichkeit nachließ und schließlich ganz versiegte.

Nun war Geduld gefragt. Gelegentlich wurden Geiseln freigelassen. Sie berichteten von den höllischen Zuständen im Inneren des Gebäudes. Über tausend Menschen, mehrheitlich natürlich Kinder, wurden in der Schule festgehalten. Über Verhandlungen, die wohl stattgefunden haben, wurde nichts bekannt. Auch wenn es in den offiziellen Mitteilungen später hieß, die Erstürmung am 3. September habe sich spontan aus einem Schusswechsel entwickelt, so kann ich doch sagen, dass zwei Detonationen von dem Kameramann und mir als Signal verstanden wurden, dass nun mit der Erstürmung begonnen wurde.

Wir waren unmittelbar auf dem Platz vor der Schule. Trotz des starken Feuers und der ständigen Detonationen stürmten die verzweifelten Eltern nun in Richtung Schulgebäude. Autos rasten in den großen Hof, Sicherheitskräfte versuchten, die verzweifelten Angehörigen zurückzuhalten, meist erfolglos. Immer wieder kamen Väter mit toten oder verletzten Kindern im Arm aus dem Gebäude gelaufen. Ich erinnere mich, dass mir damals aufgefallen war, dass keine Ärzte und Sanitäter bereitstanden. Vielleicht waren sie irgendwo am Rande der Ortschaft stationiert. Unklar war lange auch, ob nicht doch einige der dreißig Terroristen und Terroristinnen entkommen konnten. Durch den Garten des Hauses, in dem wir Unterschlupf gefunden hatten, preschte jedenfalls eine Soldateska den Flüchtenden hinterher. Später, so erinnere ich mich, wurde ein Terrorist vor Gericht gestellt. An anderer Stelle hieß es, alle Terroristen und Terroristinnen seien getötet worden. Das offizielle Russland schwieg eisern. Erst Tage später erklärte Putin, auf Beslan Bezug nehmend, von nun an würden die Gouverneure nicht mehr gewählt, sondern von ihm ernannt. Dass das eine mit dem anderen nichts zu tun hatte, hat ihm, damals war das noch möglich, von allen Seiten Kritik eingebracht. Nachdenklich stimmte mich der Einheimische, der uns schließlich zurück nach Wladikawkas brachte: Um uns durch Plauderei die Fahrt zu verkürzen, hatte ich ihn gefragt, ob er nicht manchmal Lust habe,

nach Moskau zu fahren, worauf er antwortete: »Nein, denn dort würden Leute wie er nur beleidigt und verprügelt.«

*Prognosen.* »Minimum drei – maximal zehn Jahre« wollte Michail Chodorkowski Wladimir Putin in einem Interview mit dem oppositionellen Fernsehsender Dozhd im Oktober 2023 noch geben. Das mochte vorsichtig und etwas vage klingen, wichtiger aber war seine Mahnung, dass nicht mehr viel Zeit bleibe. Mit einem Lächeln fügte er hinzu: »Zehn Jahre können rasch vergehen«, womit der frühere Besitzer des Ölkonzerns Jukos auf seine zehnjährige Haftstrafe anspielte. Was ihm Sorgen bereitete, war klar: Die Opposition gegen das Regime des Präsidenten war in aller Welt zerstreut und wo war die Perspektive für den Tag danach? Als Zuseher des Interviews fragte man sich beklommen: Sind wir vorbereitet für ein Russland nach Putin? Können wir es uns leisten, einfach bloß überrascht zu sein, wenn es denn einmal so weit ist?

*Russische Welt.* Das zaristische Russland hat sich ideologisch nicht sonderlich überhoben: Mit den drei Säulen: »Autokratie, Orthodoxie und Narodnost« (am besten zu übersetzen mit »Volkstum«) hat es sein Auslangen gefunden. Nach der Oktoberrevolution wurde die Trias durch Generalsekretär, Partei und Propaganda ersetzt, ohne die tradierten Muster zu reformieren oder zu verändern. In seiner aktuellen Ausprägung Putin, Orthodoxie und »russischer Welt« hat Wladimir Putin die alte russische Trias in seinem Sinne restauriert. So wie die Kolchose den Großgrundbesitz (nur eben ohne Großgrundbesitzer) erfolgreich wiederhergestellt hat, sind wir nun wieder dort, wo wir vor 1917 schon waren: In einem Russland, das seinen eigenen Weg gehen muss, das eine Mission erfüllt und mit westlichen Maßstäben eben nicht zu messen ist. Womit es sich einen Freibrief für jeden Willkürakt ausgestellt hat. Dieses alte Lied ist deshalb so erfolgreich, weil Putin hier auf vermeintlich selbstverständliche Traditionslinien zurückgreift, die der Bevölkerung ewigwährend und sakrosankt erscheinen.